

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Prekaritätserfahrungen

Einleitung in das Themenheft

Jürgen Spitzmüller/Christian Bendl

Vorabdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 85 (2020)

Themenheft *Prekaritätserfahrungen. Soziolinguistische Perspektiven*
Hg. v. Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl und Jürgen
Spitzmüller

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2020

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner (Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BL,078,1063

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.



Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Prekaritätserfahrungen

Einleitung in das Themenheft

Jürgen Spitzmüller*/Christian Bendl†

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): Vorabdruck

Abstract

In this introductory article, we will outline the general aims and attempts of the special issue at hand. We will introduce the central concepts, *precarity* and *precariousness* – or, for that matter, *perceptions* and *constructions* of those states –, and we will contextualize these concepts in relation to a range of other concepts with diverse disciplinary background, namely *crisis*, *liminality*, and *ambivalence*. We will unfold an interactional, metapragmatic notion of *precarity perceptions and constructions* as ‘social positioning on slippery ground’. Finally, the contributions to this special issue will be briefly introduced.

Schlagwörter: Ambivalenz, Krise, Liminalität, Prekarität, Prekärsein, soziale Positionierung

* Jürgen Spitzmüller, Institut für Sprachwissenschaft, 1090 Wien, juergen.spitzmueller@univie.ac.at (Korrespondenzautor).

† Christian Bendl, Institut für Sprachwissenschaft, 1090 Wien, christian.bendl@univie.ac.at.

1 Zwischen ÖLT 18 und COVID-19

Als wir auf der ÖLT 2018¹ den diesem Themenheft zugrunde liegenden Workshop *Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven auf Subjekte/Praktiken in Ambivalenz, Liminalität und Krise* durchgeführt haben, lag COVID-19 noch weit in der Zukunft. Der inzwischen als *Corona-Krise* denominierte – und damit wenigstens sprachlich ›(be)greifbar‹ gemachte – Prozess, von dem inzwischen (im Mai 2020) das soziale Leben im globalen Rahmen umfassend umgewälzt wurde und wird, sollte erst knapp 14 Monate später in Erscheinung zu treten beginnen. In unserer Lebenswelt tat er dies zunächst nur als eine medial rezipierte Nachricht von vielen, der Prozess schien ›weit weg‹ zu sein; dann aber kam er immer ›näher‹, bis er, als hätte er »warp-speed« (Weichselbraun 2020) aufgenommen, ganz nah und nicht mehr nur medialer Diskurs war, sondern uns unmittelbar ›betraf‹. Mitten in diesem Prozess, einer gesamtgesellschaftlich geteilten *Krisenerfahrung*, einer Erfahrung menschlichen *Prekärseins*, für viele leider auch einer *Prekaritätserfahrung* völlig unerwarteten Ausmaßes und ungewissen Ausgangs, schließen wir dieses vor zwei Jahren begonnene Publikationsprojekt ab.

Das ist zeitgemäß und unzeitgemäß zugleich. Denn auch die Beiträge, die dieses Themenheft versammelt, sind zum überwiegenden Teil lange vor der aktuellen globalen Krise geschrieben worden. Entsprechend ist dies auch kein Themenheft zu ›Corona‹, wie sie nun allorts entstehen, und mit Ausnahme dieser Einleitung werden Sie nirgendwo in diesem Heft einen Kommentar zu der mit der COVID-19-Pandemie verbundenen *Krisenerfahrung* und den daraus resultierenden *Prekaritätserfahrungen* finden. Dieses Heft entstand im Wesentlichen vor ›der Krise‹.

Und dennoch kann es natürlich im Frühjahr 2020 nicht ungerahmt von dem gelesen werden, was aktuell für uns ›die Krise‹ ist. Denn Krisen, zumal solche, die in einem auch medial so außergewöhnlichen Ausmaß unsere Lebenswelt dominieren, verändern unsere *Perspektiven*, da sie unsere *Positionen* verändern, und zwar, wie es Anna Weichselbraun in

1 44. Österreichische Linguistik-Tagung, Innsbruck (27. 10. 2018).

einem anthropologischen Kommentar treffend formuliert hat, »gefühlte rasant«:

Now, one might say, it is anthropological mainstay that what you see depends on where you stand, that your situatedness shapes your perspective. But what is different about the multiple situatednesses in the global pandemic is the speed with which individual orientations can change. (Weichselbraun 2020)

Die (gefühlte) Geschwindigkeit, mit der die Anthropologin hier das Schwirren der eigenen Perspektiven – und mithin die eigene Perspektivität – in »der Krise« wahrnimmt, erinnert uns daran, dass Krisen immer Erfahrungen von Zeitlichkeit sind bzw., wie es Reinhart Koselleck (2006: 204) ausgedrückt hat, eine »Zeittheorie« implizieren. Sie teilen unsere Wahrnehmung in ein *vor*, *in* und *nach* (»der Krise«). Als »geschichtsphilosophische[r] Grundbegriff«, zu dem er im Verlauf des 18. Jahrhunderts geworden sei, biete der Begriff der »Krise« die Möglichkeit,

den gesamten Geschichtsverlauf aus der eigenen Zeitdiagnose heraus deuten zu können. Es ist immer die jeweils eigene Zeit, die seitdem als Krise erfahren wird. Und die Reflexion auf die eigene Zeitlage disponiert sowohl zur Erkenntnis der ganzen Vergangenheit wie zur Prognose in die Zukunft. (Koselleck 2006: 206)

Krisen sind also eine Art *historische Origo*, aus der heraus der Blick in Vergangenheit und Zukunft gerichtet wird und auf die bezogen Prozesse und Standpunkte bewertet werden. Diese historische Origo ist ihrerseits natürlich (notwendigermaßen) transitorisch oder, wie Weichselbraun es mit Bachtin (2008 [1975]) benennt, *chronotopisch*:

[...] how quickly we can get used to all this; how rapidly the “new normal” is just normal? Might our lesson be to remain alert to our changed positionality and how it warps our view of the world? Just as historians warn against judging the past by the standards of the present, we might remember to be aware of our chronotopic positionality and to be wary of letting today’s perspective dominate our view of yesterday and outlook onto tomorrow. Until one day, we board a busy bus without care, our present predicament only a faint memory. (Weichselbraun 2020)

Doch diese Transitoritätsbewusstheit gehört, wie Koselleck festhält, zur Krisenerfahrung ebenso dazu wie die vielen Krisendiagnosen eigenen apokalyptischen Narrative, die sich häufig darin manifestierten, dass diese »gerne mit harten Zwangsalternativen operieren, die einer differenzierten Diagnostik abträglich sind, aber durch den prophetischen Sprachgestus um so wirksamer und einleuchtender zu sein scheinen« (Koselleck 2006: 207). Denn eine Funktion des Krisennarrativs sei es, »Zeitnot [...] zu begreifen« (Koselleck 2006: 205) bzw. begreiflich zu machen:

Es ist leicht, die jeweils als letzte Entscheidung erwartete Krise als eine perspektivische Illusion zu enthüllen. Es gehört zur Endlichkeit aller Menschen, daß sie ihre jeweils eigene Lage für wichtiger ansehen und ernster nehmen, als alle vorangegangenen Lagen es gewesen seien. Aber man sollte sich davor hüten [...], diese überzogene Selbsteinschätzung der Menschen nur als perspektivischen Irrtum abzutun. Gerade wenn es darauf ankommt, auch nur das Überleben zu sichern, könnte es sein, daß sich viele Entscheidungen als Letztentscheidungen herausstellen. »Krisis« im griechischen Sinne des Zwanges zum Urteilen und zum Handeln unter dem Vorgebot der Zeitnot bleibt ein Begriff, der auch unter den komplexen Bedingungen der modernen Gesellschaft unverzichtbar ist. (Koselleck 2006: 213)

Krisen sind also, so könnte man dies reformulieren, *fokussierte, verdichtete Zeitlichkeit*. Gleichzeitig sind sie aber auch immer eine Form der *Zwischen-Zeitlichkeit*, des Übergangs, der Ent-Scheidung (vgl. griech. *κρίνω*). Krisen sind, mit anderen Worten, Phasen der *Liminalität*. Als solches sind sie selbst *un-entschieden* und somit auch *ambivalent* (was sich ja auch diskursiv in Topoi wie DIE KRISE ALS CHANCE sedimentiert). Und nicht zuletzt sind Krisen Phasen, in denen wir uns der Brüchigkeit unserer Existenz in besonderem Maße bewusst werden. Krisen sind Phasen, in denen uns unser Prekärsein besonders deutlich vor Augen tritt. Krisenerfahrungen sind *Prekaritätserfahrungen*.

2 *Prekarität, Krise, Liminalität und Ambivalenz*

Damit sind die Konzepte, die im Mittelpunkt dieses Themenhefts stehen, benannt. Zentral ist vor allem das Konzept der *Prekarität* bzw. – interpretativ aufgefasst – die *Prekaritätserfahrung* sowie – interaktional gewendet – die (kommunikative) *Prekaritätskonstruktion*. Wie eingangs ausgeführt, sehen wir diese in einem sehr engen Zusammenhang mit *Krise*, *Liminalität* und *Ambivalenz*, und entsprechend haben wir in dem Workshop, aus dem dieses Themenheft hervorgegangen ist, diese vier Konzepte auch miteinander in Beziehung gesetzt. Allerdings haben die Beiträger*innen – dies wie gesagt aus der Sicht vor ›der Krise‹ – unabhängig voneinander vornehmlich Prekaritätserfahrungen und Prekaritätskonstruktionen in den Mittelpunkt ihrer Beiträge gerückt. Die anderen Konzepte spielen in den Beiträgen nur mehr implizit eine Rolle. Dennoch wollen wir sie im Rahmen dieser Einführung als Bezugspunkte stark machen, da man jeden der Beiträge gut mit ihnen in Beziehung setzen kann – und wir laden Sie ein, dies zu tun.

Wir können auf die zum Teil verwickelte Begriffsgeschichte dieser Konzepte hier natürlich nicht im Detail eingehen, möchten aber im folgenden zumindest ein paar Einordnungen vornehmen.

2.1 *Krise*

krise, f. *die entscheidung in einem zustande, in dem altes und neues, krankheit und gesundheit u. ä. mit einander streiten*, das *franz. crise*, *diesz nach lat. crisis*, das *nichts als gr. κρίσις ist, eingeführt wahrsch. durch die ärzte* [...] (J. Grimm & W. Grimm 1873: Sp. 2332)

Krise ist – wie auch *Kritik* – abgeleitet aus griech. κρίνω, ›scheiden, auswählen, entscheiden, beurteilen‹ (vgl. zur Begriffsgeschichte Koselleck 1982; Koselleck 2006; Parr 2013). *Krisis* (κρίσις) bezeichnete im Griechischen die Konfrontation mit »zugespitzte[n] Alternativen, die keine Revision mehr zulassen: Erfolg oder Scheitern, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, schließlich Heil oder Verdammnis« (Koselleck 2006: 204) – also *kritische* Phasen. Das betraf entscheidende Schlachten, Phasen in

Krankheiten, politische Entscheidungen sowie später in der christlichen Theologie auch das Gericht Gottes.

Wie bereits ausgeführt, fokussiert der Krisenbegriff, wie insbesondere Koselleck in seinen einschlägigen krisentheoretischen Arbeiten immer wieder hervorgehoben hat, dabei immer auch Zeitlichkeit – insbesondere die zeitliche Begrenztheit der Handlungsfähigkeit (*Agency*) der beteiligten Akteure:

›Krisis‹ richtete sich gleichsam auf die Zeitnot, die zu begreifen den Sinn des Begriffs ausmachte. In fast allen Reden von Krise gehörten dazu das Wissen um die Ungewißheit und der Zwang zur Vorausschau, um ein Unglück zu verhindern oder Rettung zu finden, wobei die jeweiligen Zeitfristen je nach den thematisierten Lebensbereichen auf verschiedene Weise begrenzt waren. (Koselleck 2006: 204–205)

Dies bedeutet aber immer auch, dass – solange ›Krise‹ (und noch nicht ›Katastrophe‹) ist – noch Zeit zum Handeln besteht, das heißt, dass es in jeder Krise Wege ›aus‹ der Krise in die ›Normalität‹ (oder notfalls eine ›neue Normalität‹) gibt:

Bei jeder Krise geht es nämlich sogleich auch darum, aufzuzeigen, wie man sie bewältigen kann, was nichts anderes heißt, als zu fragen, ob – und wenn ja, wie – man Normalität wiedergewinnen kann. Selbst nach Katastrophen, die nicht mehr zu re-normalisieren sind, sondern einen Einschnitt gegenüber einer bis dahin gültigen Lage darstellen, wird zumindest nach den von da an in der jeweiligen neuen Normalität gültigen Orientierungspunkten gesucht, wofür es im Amerikanischen inzwischen die Bezeichnung *new normal* gibt [...]. Das aber heißt meist nichts anderes, als ein gegenüber dem Status Prä niedrigeres Niveau für ab jetzt normal zu erklären. (Parr 2013: 289)

Dies macht ›Krise‹ zu einem ambivalenten Konzept: Wo ›Krise‹ herrscht, gibt es Anlass zur Sorge, zugleich aber auch Hoffnung auf Heilung. Und wo ›Krise‹ herrscht, besteht immer Aussicht, ja Gewissheit, auf Veränderung aktueller Lagen – in die eine oder andere Richtung:

Entweder der Patient erholt sich, oder er stirbt; entweder der Euro wird morgen gerettet oder er scheitert morgen usw. Krisen machen das Weltgeschehen spannend. Daraus folgt umgekehrt, dass man Spannung erzeugen kann, indem man das Weltgeschehen als krisenhaft darstellt. (Januschek 2013: 306)

2.2 *Liminalität*

Liminalität ist ein genuin anthropologisches Konzept (vgl. Thomassen 2015). Eingeführt wurde es von Arnold van Gennep, der in seinem Buch *Les rites de passage* (1909) zwar noch nicht von *Liminalität*, aber von *liminalen Phasen* in Übergangsritualen spricht, die von einer ›alten‹ in eine ›neue Welt‹ überführen:

[...] I propose to call the rites of separation from a previous world, *preliminal rites*, those executed during the transitional stage *liminal* (or *threshold*) rites and the ceremonies of incorporation into the new world *postliminal rites*. (van Gennep 1960 [1909]: 21)

Der von van Gennep stark geprägte Victor Turner hat das Konzept mit seinen Arbeiten – ebenfalls zu Übergangsriten – bekannt gemacht. Berühmt wurde seine Aussage, Akteure befänden sich in Übergangsphasen ›zwischen allen Welten‹ (›betwixt and between‹):

›Liminars,‹ who may be initiands or novices in passage from one sociocultural state or status to another, or even whole populations undergoing transition from one quadrant of the solar year to another in a great public ceremony, are ›neither here nor there‹; they are betwixt and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial. (Turner 1977: 67–68)

Dieses ›Zwischen-den-Welten-Sein‹ ist das Charakteristische der Liminalität. Insofern lässt sich Liminalität auch als ›krisenhafter Zustand‹ beschreiben.

Gleichzeitig ist es aber auch ein Zustand, in dem die ›Liminars‹ von sozialen Einschränkungen befreit sind, was der Liminalität einen besonderen Reiz verleiht und sie – ähnlich wie die ›Krise‹ – spannend macht:

[...] the essence of liminality is to be found in its release from normal constraints, making possible the deconstruction of the »uninteresting« constructions of common sense, the »meaningfulness of ordinary life,« [...]. Liminality is the domain of the »interesting,« or of »uncommon sense.« (Turner 1977: 68)

Das zeigt sich etwa auch bei Rampton (2014 [1995]), der das Konzept der ›Liminalität‹ (in Turners Konzeption) in die Soziolinguistik eingeführt hat. Liminalität ist für ihn zugleich Risiko und Versprechen (vgl. Rampton 2014 [1995]: 33), und in den von ihm untersuchten Schülergruppen immer auch ein Weg ›to escape, resist or affirm the racial orderings that threaten to dominate their everyday experience‹ (Rampton 2014 [1995]: 33).

2.3 *Ambivalenz*

Wie ›Krise‹ auch ist ›Ambivalenz‹ zunächst stark mit dem medizinischen Kontext verbunden (vgl. Berndt & Kammer 2009a: 19–20). Von Eugen Bleuler im Zusammenhang mit der Schizophrenie-Diagnostik geprägt, macht der Begriff (vor allem über Freuds gegenüber Bleuler eingeschränkte Begriffsverwendung) schnell Karriere in der Psychotherapie und Psychoanalyse (vgl. Waldvogel 2014). Ab den 1960er-Jahren gelangt er schließlich in andere Wissenschaften wie die Soziologie – zunächst zur begrifflichen Fassung von Rollenkonflikten (vgl. Merton 1976), später auch zur Gesellschaftsanalyse (vgl. Bauman 1991) –, Kunst- und Literaturwissenschaften (vgl. Berndt & Kammer 2009b) sowie auch in die Bildungssprache (vgl. Lüscher 2011: 376).

Meint *Ambivalenz* bildungssprachlich so etwas wie ›zwiespältiges, widersprüchliches Verhältnis‹, bezeichnet der Ausdruck im psychologischen Kontext die *prima vista* paradoxe Verbindung zweier konträrer Emotionen, Wünsche oder Urteile (vgl. Waldvogel 2014: 72) bzw., wie Lüscher betont, die *Wahrnehmung* bzw. *Erfahrung* einer solchen ›Widersprüchlichkeit‹:

Der Begriff der Ambivalenz dient dazu, eine bestimmte Art von Erfahrungen zu bezeichnen. Sie treten auf, wenn Menschen auf

der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen. Dabei können persönliche Beeinflussung, Macht und Herrschaft von Belang sein [...]. (Lüscher 2011: 378; i. Orig. herv.)

Während *Ambivalenz* in der klassischen Psychoanalyse und Psychotherapie vor allem belastende innere Konflikte bezeichnete, die im schwächsten Fall Entscheidungen hemmen, im schwereren pathologische Folgen nach sich ziehen, wird das Konzept in der neueren Psychoanalyse und Psychotherapie (wie auch in einigen soziologischen Lesarten) in Verbindung mit dem Konzept der *Ambivalenzfähigkeit* bzw. *Ambivalenztoleranz* (Huff-Müller 2019) auch positiv bewertet, »i. S. einer Fähigkeit, Spannungen und Widersprüche wahrzunehmen, auszuhalten und sich von ihnen zu Weiterentwicklungen anstoßen zu lassen, [...] als Zeichen reifen und angemessenen Umgangs mit der Vielgestaltigkeit und Vieldeutigkeit sowohl der äußeren wie der inneren Welt« (Waldvogel 2014: 75; vgl. auch Lüscher 2011: 376). Dies ist nicht mehr nur bezogen auf pathologische Fälle – im Gegenteil:

Ambivalenz auszuhalten [...] scheint ein Grundstein einer gesunden psychischen Entwicklung zu sein mit den Möglichkeiten zur Affektregulation und zur Entwicklung reifer Abwehrmechanismen. (Huff-Müller 2019: 94)

Dies ist, wie Lüscher betont, insbesondere vor dem Hintergrund eines dynamischen Konzepts von ›Identität‹ wichtig:

Nicht die Idee des Gleichgewichts (Balance) wird hier konstitutiv für Identität postuliert, sondern die Annahme, dass dies eine immer wieder neu anzugehende Aufgabe und Herausforderung sei. Ebenso wird – normativ – nicht das Streben nach Harmonie als erstrebenswert dargestellt, sondern der Umgang mit der Einsicht in die unvermeidliche Tatsache von »Differenz«, von Gegensätzen, Spannungen und Konflikten. (Lüscher 2011: 379)

Wie Lüscher weiterhin herausarbeitet, ist ›Ambivalenz‹ aber auch – und das verbindet das Konzept mit ›Krise‹ – ein stark temporales Konzept:

Ambivalenz verweist in dieser Sicht auf die Erfahrung einer *dynamischen Gegenwärtigkeit*. Sie ist vom Vergangenen bzw. einer Vergangenheit im Horizont des Künftigen (der Zukunft) bestimmt und ist maßgeblich durch eine nicht völlig auflösbare Ungewissheit über beides beeinflusst. Das provoziert die Suche, sie auf der einen oder anderen Seite abzubauen. Dabei können die Pole, die Ambivalenz konstituieren, beispielsweise Liebe vs. Hass oder Autonomie vs. Dependenz, jeweils sowohl die Dimension von Vergangenheit als auch von Zukunft betreffen; beide lassen sich im Begriffspaar somit verschränken. Die zeitliche Dimension von Ambivalenz lässt sich auch als ein Spannungsfeld verstehen, in dem subjektives Zeiterleben und objektive Zeitvorgaben aufeinandertreffen, wie sie als ›Weltzeit‹, durch Uhr und Kalender, repräsentiert werden.

Darin kann man das für Ambivalenz kennzeichnende Verständnis der Zeitlichkeit menschlicher Existenz erkennen. (Lüscher 2011: 380–381)

Auch Ambivalenz bietet somit so etwas wie eine *temporale Origo*, die Ankerpunkt in Positionierungsprozessen sein kann; eine Origo freilich, die häufig als schwankend und brüchig empfunden wird – eine *prekäre Origo*.

2.4 Prekarität und Prekärsein

Prekarität bezeichnet laut *Universalwörterbuch* eine Situation,

die es äußerst schwer macht, die richtigen Maßnahmen, Entscheidungen zu treffen, aus einer schwierigen Lage herauszukommen [...].
(Duden Universalwörterbuch 2015: 1379)

Bekannt geworden ist dieses Konzept durch die Arbeiten zweier französischer Soziologen: Robert Castel (Castel 2000 [1995]; Castel & Dörre 2009) und Pierre Bourdieu (Bourdieu 2004 [1997]).² Beide sehen Prekarität bzw. Prekarisierung als gravierende ökonomische Folge neoliberaler

² Vgl. dazu einführend Motakef (2015).

Gesellschaftsentwicklungen, unter denen nicht mehr nur die ›gesellschaftlich Abgehängten‹, sondern insbesondere auch Angehörige der Mittelschicht zu leiden haben. Bourdieu diagnostiziert in seinem Vortrag *Prekarität ist überall* entsprechend eine Allgegenwärtigkeit von Prekarität – unsicheren Beschäftigungsverhältnissen:

Im privaten, aber auch im öffentlichen Sektor, wo sich die Zahl der befristeten Beschäftigungsverhältnisse und Teilzeitstellen vervielfacht hat; in den Industrieunternehmen, aber auch in den Einrichtungen der Produktion und Verbreitung von Kultur, dem Bildungswesen, dem Journalismus, den Medien usw. [...]

Die Prekarität ist Teil einer neuartigen *Herrschaftsform*, die auf der Errichtung einer zum allgemeinen Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt und das Ziel hat, die Arbeitnehmer zur Unterwerfung, zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen. (Bourdieu 2004 [1997]: 108, 111; Herv. i. Orig.)

Diese ökonomische Rahmung und die neoliberalismuskritische Diagnostik sind in der soziologischen Prekaritätsforschung bis heute zentral. Allerdings wurde zunehmend darauf hingewiesen, dass Prekarität mehr ist als ökonomische Unsicherheit. So schreiben etwa Wimbauer und Motakef:

Wir bezweifeln nicht, dass Erwerbsarbeit sehr wichtig ist. Wir gehen aber davon aus, dass man die Prekarität [...] erst versteht, wenn man neben Erwerbsarbeit etwa auch berücksichtigt, wie [Betroffene; d. Vf.] ihre soziale Einbindung wahrnehmen und wie es ihnen gesundheitlich geht. (Wimbauer & Motakef 2020: 18)

Prekarität ist demzufolge ein zwar eng mit der ökonomischen Sicherheit, aber weit darüber hinausreichendes Unsicherheitsgefühl von Personen bzw. ein Gefühl, nach dem Sicherheiten ›brüchig‹ geworden sind:

Brüchig werden können einstige Sicherheiten, etwa wenn Sozialleistungen eingeschränkt und Beschäftigungsverhältnisse unsicher werden. Aber auch Normen und Normalitäten können brüchig werden, etwa wenn Männer wegen ihrer Arbeitslosigkeit nicht mehr die Ernährer ihrer Familie sind [...]. (Wimbauer & Motakef 2020: 19)

Insofern ist Prekarität also ein (zwar von den Betroffenen möglicherweise als ›ausweglos‹ wahrgenommener, aber dennoch prinzipiell) temporärer und transitorischer Zustand von (gefühltem) Sicherheitsverlust.

Nicht temporär und transitorisch ist hingegen *precariousness* (›Prekärsein‹) in der Lesart von Judith Butler. Sie unterscheidet diese, die sie als allgemeine menschlichen Lage versteht, von *precarity* als einer sozialen Situation (im Sinne von Bourdieu und Castel), in der Menschen Zugang zu Gütern und Zonen des sozialen Lebens verwehrt werde:

Precariousness and precarity are intersecting concepts. Lives are by definition precarious: they can be expunged at will or by accident; their persistence is in no sense guaranteed. In some sense, this is a feature of all life, and there is no thinking of life that is not precarious – except, of course, in fantasy, and in military fantasies in particular. (Butler 2009: 25)

Demzufolge ist also menschliche Existenz grundsätzlich prekär – und das heißt: stets vulnerabel. Allein, dieses *Prekärsein* tritt den Menschen in unterschiedlichem Maße und in verschiedenen Lebenslagen unterschiedlich deutlich ins Bewusstsein. Für Butler allerdings ist eine Bewusstheit des menschlichen Prekärseins *conditio sine qua non* für humanes Handeln. Denn nur wer sich der grundsätzlichen Brüchigkeit menschlicher Existenz bewusst sei, könne Prekarität (*precarity*) wenn nicht verhindern so doch vermindern:

[...] policy needs to understand precariousness as a shared condition, and precarity as the politically induced condition that would deny equal exposure through the radically unequal distribution of wealth and the differential ways of exposing certain populations, racially and nationally conceptualized, to greater violence. (Butler 2009: 25)

Butler geht es also, ganz ähnlich wie den neueren psychoanalytischen und psychotherapeutischen Arbeiten zu *Ambivalenztoleranz* und *Ambivalenzfähigkeit*, allerdings mit einer mehr gesellschaftlichen als subjektorientierten Zielrichtung, um das Reflektieren, Annehmen und Anerkennen – und mithin das Aushalten – menschlichen Prekärseins. Diese

Fähigkeit hält sie für eine ›gesunde‹ gesellschaftliche Entwicklung für so fundamental wie die Psychotherapeut*innen die *Ambivalenztoleranz* und *Ambivalenzfähigkeit* für eine ›gesunde‹ psychische Entwicklung.

3 Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen

Im Mittelpunkt dieses Themenheftes stehen aus soziolinguistischer Perspektive Momente, in denen *Prekärsein* (im Sinne Butlers) kommunikativ verhandelt und damit *Prekarität* interaktiv konstruiert wird. Uns interessiert, wie das eigene Prekärsein und das Prekärsein anderer von sozialen Akteuren wahrgenommen wird (*Prekaritätswahrnehmungen*), wie es in kommunikativer Praxis dargestellt, ausgehandelt, negiert und/oder forciert wird (*Prekaritätskonstruktionen*) und wie diese Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen wiederum kontextualisierend auf Interaktions- und Positionierungspraxen zurückwirken.

Wir verstehen *Prekaritätswahrnehmungen* und *Prekaritätskonstruktionen* dabei als Wahrnehmungen bzw. Darstellungen von Krisenhaftigkeit in dem Sinne, dass Prekarität als ein ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹ verstanden wird, das (jedenfalls aus Sicht einiger Akteure) mit Zeitdruck und Handlungsobligationen assoziiert wird. Dieses ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹ wird vielfach auch als ein ›Zwischen-den-Welten-Sein‹ – also als *liminal* – wahrgenommen und dargestellt, bisweilen, wie die Beiträge zeigen, auch als ›Befreiung‹ von der Ordnung des ›normalen‹ Lebens. *Prekaritätswahrnehmungen* und *Prekaritätskonstruktionen* sind weiters häufig mit Wahrnehmungen und Darstellungen von *Ambivalenz* verbunden – von als widersprüchlich empfundenen Empfindungen, Gefühlen, Bewertungen.

Grundsätzlich verstehen wir Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen als interaktionale (metapragmatische) Phänomene, in denen Positionen verhandelt und Positionierungen praktiziert werden (vgl. Spitzmüller et al. 2017). Spezifisch ist dabei jedoch, dass der Ankerpunkt der Positionierung und die Origo, aus deren Blickwinkel Positionierung vollzogen wird, als brüchig und schwankend empfunden werden. Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen

sind also, wenn man so will, soziale Positionierung auf glatter Fläche. Uns interessiert in diesem Heft, was dabei interaktional vor sich geht.

4 Worum es also geht

Uns interessieren also aus einer soziolinguistischen Perspektive erstens Momente, in denen Ordnungen – die *interaction order* (Goffman 1983) aber auch *indexikalische Ordnungen*, wie sie in der linguistischen Anthropologie beschrieben werden (Silverstein 2003) – brüchig bzw. als brüchig empfunden werden. Was passiert in solchen Momenten, wie gehen Akteure mit einer derartigen (perzipierten) ›kommunikativen Prekarität‹ um? Gibt es Strategien der Stabilisierung? Wie sehen diese aus, und woran orientieren sie sich?

Zweitens finden wir uns als Soziolinguist*innen insbesondere in sozial sensitiven Feldern selbst vielfach in Situationen wieder, in denen wir als ›teilnehmende Beobachter*innen‹, wie man diese Rolle verharmlosend nennt, Momente der Ordnungs-Erschütterung erfahren. Was tun wir als Forschende hier? Folgen wir dem uns antrainierten disziplinären und disziplinierenden ›Ordnungs-Ruf‹ (und bringen, was wir sehen, somit vielleicht einfach in eine uns genehme, weil *interpretierbare* Ordnung) oder können wir uns auf Rupturen und Erschütterungen einlassen? Und wenn, wie ist das dann mit dem ›forschenden Blick‹ vereinbar?

Drittens interessiert uns – aus einer metapragmatischen Perspektive – wie die Wahrnehmung eines ›Aus-der-Ordnung-geraten-Seins‹ überhaupt zustande kommt. ›Prekarität‹ kann ja in verschiedenen Skalierungen (Carr & Lempert 2016) auftreten: Ich kann einen Moment als ›prekär‹ empfinden, eine Lebensphase, ein ganzes Leben oder aber den Zustand einer ganzen Gesellschaft – vielleicht sogar ›die Welt‹. Wie kommt es aber überhaupt zu solchen Einschätzungen? Inwiefern basieren Prekaritätsurteile auf diskursivem Wissen, auf medial vermittelten Diskursen der ›(Un-)Ordnung‹ (*knowledge by description*)? Inwiefern basieren sie auf körperlichen, somatischen Erfahrungen (*knowledge by acquaintance*)?³ Und wie hängen diskursive mit subjektiven Erfahrungen

3 Diese Unterscheidung zweier Formen des Wissens geht auf Russell (1910) zurück.

zusammen? Damit zusammenhängend: Was nehmen wir überhaupt als ›prekär‹ wahr? Und warum?

Nicht auf alle diese Fragen wird dieses Heft Antwortvorschläge anbieten können. Einige Fragen bleiben unbeantwortet, viele offen, und viele weitere Fragen werden von den Beiträger*innen hinzugefügt. Das hier skizzierte Programm weist also über dieses Heft hinaus auf eine längerfristige Forschungsaufgabe, der sich die Soziolinguistik unserer Meinung nach verstärkt zuwenden sollte.

5 Die Beiträge in diesem Themenheft

Die hier versammelten Beiträge setzen sich in ganz unterschiedlicher Art und Weise mit Prekaritätserfahrungen auseinander. Das ist so intendiert, denn eine Pluralität der Perspektiven, Methoden und Daten erscheint uns angesichts der Komplexität des Forschungsfeldes geboten.

Gemeinsam ist allen Beiträgen allerdings, dass sie Prekarität nicht allein in ihrer ökonomischen Dimension betrachten. Wie oben ausgeführt, griffe eine solche Eingrenzung zu kurz. Prekaritätserfahrungen sind vielschichtiger; sie manifestieren sich, wie die Beiträge zeigen, unter anderem in Erfahrungen von Dislokation, Normierung, Handlungsohnmacht, Befremdung, Haltlosigkeit und Sicherheitsverlust. Sie sind nicht nur handlungsleitend in sozialen Positionierungen und mithin in Angleichungs- oder Unterscheidungsprozessen zwischen Akteur*innen, sondern insbesondere auch ein Modus der Wahrnehmung solcher Prozesse und ihrer Unwägbarkeiten und ›Glätten‹. Dabei ist die Wahrnehmung von Prekarität konstitutiv verbunden mit sozial registrierten Vorstellungen von ›Stabilität‹, ›Festigkeit‹ und ›Sicherheit‹, die Prekaritätswahrnehmungen *ex negativo* bestimmen: Prekaritätswahrnehmungen setzen Vorstellungen von Gesicherheit voraus, mit denen sie kontrastieren, Vorstellungen der eigenen Gesicherheit und der Gesicherheit der Anderen. Wie die Beiträge zeigen, divergieren solche Vorstellungen aber sehr, und entsprechend divergiert das, was als ›prekär‹ wahrgenommen und erfahren wird.

Alle Beiträger*innen nähern sich Prekaritätserfahrungen qualitativ. Die disziplinären Perspektiven und die Zielrichtungen sind dabei aber

sehr unterschiedlich. Einige Beiträge stützen sich insbesondere auf die Analyse von Gesprächsdaten, in denen mit konversations- und gesprächsanalytischen Mitteln (Ko-)Konstruktionen von Prekaritätswahrnehmungen identifiziert und interpretiert werden. Andere Beiträger*innen gehen stärker ethnographisch vor und beschreiben als prekär wahrgenommene Lebenswelten, Erfahrungen oder Positionen. Das schließt in einigen Beiträgen sehr zentral auch die Erfahrungen und Positionen von Forscher*innen ein: Prekaritätserfahrungen werden dort nicht nur als Gegenstand, sondern auch als wichtiger Aspekt ethnographischen Forschens und Erkennens diskutiert.

PAMELA STEEN spürt in ihrem Beitrag *Prekarität und Place-Identity. Wie Erwerbslose in ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren und Agency kommunikativ aushandeln* aus gesprächsanalytischer Perspektive Identitätsbestimmungen männlicher Erwerbsloser im öffentlichen Raum nach. Sie zeigt, wie diese Akteure Einschränkungen ihrer Handlungsmacht durch Unsicherheiten, Stigmatisierungen und Eingriffe in ihren Lebensraum, aber auch eigene (Wieder)Ermächtigungs- und Stabilisierungsstrategien wahrnehmen und der Forscherin gegenüber kommunikativ darstellen. Dies geschieht, wie die Autorin zeigt, auf mehreren narrativen Ebenen, mithilfe von Fiktionalisierungen als ›prekär‹ wahrgenommener Lebenswelten, über Selbst- und Fremdpositionierungsprozesse sowie über Prozesse der (Wieder-)Aneignung des öffentlichen Raums. Steen beschäftigt sich in ihrem Beitrag aber nicht nur mit den Positionierungen dieser Männer, sondern reflektiert auch ihre eigene Position und Rolle im Verhältnis zu der ihr so dargebotenen Prekarität. Damit signalisiert sie die Notwendigkeit methodologischer und forschungsethischer Diskussionen in diesem Untersuchungsbereich.

Der Beitrag von INA PICK befasst sich ebenfalls gesprächsanalytisch mit Akteur*innen, die sich in (auch) ökonomisch prekären Lebenssituationen befinden. Pick geht in *Prekarität im Gespräch* der Frage nach, inwiefern Normvorstellungen und die Ausrichtung zu diesen Normvorstellungen Prekarität konstituieren. Dazu analysiert sie Beratungsgespräche von Sozialarbeiter*innen mit erwerbslosen Klient*innen. Das Konzept der Prekarität ist dabei aber nicht allein auf die Lebenssituation der Klient*innen beschränkt. Wie die Autorin zeigt, offenbart sich auch das

Gespräch selbst als potentiell prekäre Handlungskonstellation, die durch individuelle und gesellschaftliche Norm(alitäts)vorstellungen, dem *Sollen* und dem *Nicht-Sollen*, bestimmt ist. Pick geht der Frage nach, wie diese Normen, wie Stabilität und Instabilität interaktional (ko-)konstruiert werden und arbeitet dabei verschiedene Handlungsstrategien und Realisierungsformen heraus. Sie zeigt dabei, dass es, so unterschiedlich auch die Schicksale der Klient*innen sind, die Orientierung an und der Abgleich von Wissen über Normen sind, die das Gespräch jeweils leiten. Die Gespräche bilden somit Aushandlungs- und Bewertungsprozesse ab, die sich wesentlich über die Konstruktion von Handlungsmacht und über die Anpassung an Normprojektionen gestalten.

Mit dem Beitrag *Gehört werden. Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen sozialer Exklusion* von BRIGITTA BUSCH verschiebt sich der thematische Fokus hin zu Akteur*innen, die Prekarität im Rahmen von Flucht und Migration, unter anderem durch den Verlust ihres gewohnten gesellschaftlichen Umfeldes und ihrer kommunikativen Handlungsfähigkeit (›Stimmverlust‹), erfahren. Solche Erfahrungen können, wie die Autorin zeigt, traumatische Belastungen mit sich bringen, die den Alltag der Betroffenen erheblich prägen. Busch spürt dem Zustandekommen und der Ausformung des ›Stimmverlusts‹ einer Akteurin nach, wobei sie den Fokus auf die Wahrnehmung der kommunikativen Lebenswelt, das *Spracherleben*, dieser Akteurin legt, dem sie sich durch die Analyse sprachenbiographischer Gespräche und eines Sprachenportraits nähert. Dabei zeigt sich, dass die Reflexion vergangener Erlebnisse mit der kommunikativen Konstruktion einer aufarbeitenden Gegenposition kontrastiert wird, dass sich die Akteurin also bemüht, ihrem ›Stimmverlust‹ konstruktiv zu begegnen – *Resilienz* zu entwickeln. Dies ermöglicht der Akteurin eine (Wieder-)Aneignung kommunikativer Sicherheit und eine als stabiler empfundene Positionierung in ihrem neuen Umfeld. Damit zeigt Busch, wie wichtig nicht etwa einfach nur ›die Sprache‹ – wie es so oft essentialisierend heißt – für die soziale Verankerung ist, sondern das vielstimmige und häufig alles andere als homogene sprachliche Repertoire, das sich Menschen im Verlauf ihrer Biographie aneignen, wie prekär also das Wandern zwischen verschiedenen sprachlichen und sprachideologischen Ordnungen sein kann.

Die institutionellen Hürden, mit denen sich geflüchtete Menschen in Österreich konfrontiert sehen, deren Erleben und kommunikative Verarbeitung stehen im Fokus des Beitrags von SABINE LEHNER. In ihrem Beitrag *Ungewissheit während des Asylverfahrens. Agencykonstruktionen zwischen struktureller Verunsicherung und subjektiver Wahrheit* lenkt die Autorin den Blick einerseits auf die institutionellen Vorgaben, die die Handlungsmacht (Agency) dieser Akteur*innen beschränken, und andererseits auf deren jeweils spezifische Strategien, damit umzugehen. In Lehnerts Analysen ihrer Interviews und Fotobefragungen mit den Akteur*innen stellen sich die Gegebenheiten allzu deutlich als schwer lösbare Herausforderungen dar: Die geflüchteten Menschen sehen sich in Spannungsfeldern, die sich beispielsweise zwischen institutionellem Schweigen und eigener Hoffnung auf Besserung, aber auch zwischen dem Erleben institutioneller Macht und Dynamik und eigener Ohnmacht und Statik, aufspannen. Im Sinne des oben beschriebenen Konzepts von Ambivalenz als erlebter Zeitlichkeit (vgl. Lüscher 2011: 380–281) umfassen diese Spannungsfelder aber auch temporale Rupturen: von der als unwiederbringlich wahrgenommenen Vergangenheit zur als lähmend empfundenen Gegenwart hin zur ungewiss erscheinenden Zukunft. In einer dreischriftigen Interview-Analyse bestimmt Lehner dabei zunächst die kommunikativ dargestellten Handlungsbegrenzungen, beleuchtet danach, wie die Akteur*innen ihre eigene Handlungsmacht kommunikativ konstruieren und stellt schließlich interaktive Darstellungen von Strategien zur Bewältigung der prekären Lagen vor. Erkenntnisleitend ist dabei ein interpretatives Konzept von Handlungsmacht, welches eng an das hier vorgestellte Konzept der wahrgenommenen Prekarität anschließt.

JONAS HASSEMER und MI-CHA FLUBACHER erweitern im darauffolgenden Beitrag den Blick auf Prekarität um eine reflexive Dimension. In *Prekäre Ethnographie. Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkenntnisprozess* reflektieren sie die Positioniertheit der (ethnographisch) Forschenden mit Blick auf prekäre Forschungsmomente. Sie argumentieren dabei, dass solche prekären Momente nicht nur eine Herausforderung und schon gar nicht eine Störung im Erkenntnisprozess darstellen, sondern dass diese im Gegenteil sogar wesentlich

erkenntnistiftend sein können. Dafür diskutieren Hassemer und Flubacher zunächst aus einer methodologischen und epistemologischen Perspektive die grundsätzliche Liminalität des Forschungsprozesses. Dabei hinterfragen sie auch die gebräuchliche konzeptuelle Trennung von ›Forschungsfeld‹ und ›Forschenden‹. Sie zeigen, wie sehr diese beiden aufeinander verwiesen und ineinander verhakt sind, und argumentieren, dass die Reflexion dieser Verhakungen mithin Teil ethnographischer Erkenntnisprozesse sein müssen. Aufbauend auf den Ansatz der *reflexiven Ethnographie* entwickeln Hassemer und Flubacher anschließend das Konzept einer *prekären Ethnographie*, mit dessen Hilfe sie Prekaritätserfahrungen in der eigenen Forschungspraxis erkunden. Dabei werden vor allem Erfahrungsberichte aus ihren jeweils aktuellen Forschungsprojekten analysiert, in denen prekäre Momente festgehalten wurden, etwa Momente perzipierter ethnischer oder sexueller Verortung, aber auch Momente, in denen die eigene Forscher*innenrolle prekär zu werden scheint. Dabei wird augenscheinlich, dass sich auch Forscher*innen permanent mit feldspezifischen Normen und Erwartungen, Werten und Wertungen konfrontiert sehen, die sie mit eigenen Normen und Erwartungen, Werten und Wertungen abgleichen müssen. Auch Forscher*innen müssen sich also vielfach auf glatter Fläche positionieren – eine Glattheit freilich, die der Autor und die Autorin nicht als Problem, sondern als Ressource betrachten.

Im abschließenden Beitrag dieses Themenheftes geht ANNE STORCH Konstruktionen prekärer Identitäten am sogenannten ›Ballermann‹, einem (jedenfalls ›vor Corona‹) massentouristisch angeeigneten ›Partyort‹ auf Mallorca, nach. In *Die Prekarität der Anderen* stellt sie einen touristischen Raum vor, der zwischen *fun* und Ausbeutung, zwischen Wiederholung des ewig gleichen ›Spaßes‹ und der Schaffung immer neuer Prekarität schwankt. Die Autorin verbindet dabei persönliches Erleben mit Schilderungen derjenigen, die auf dem Ballermann unter prekären Bedingungen für den ›Spaß‹ der Andern ›sorgen‹, diesen dabei aber ihrerseits auch als höchst prekär wahrnehmen. Storch zeigt dabei auch, inwiefern die ›Ballermann‹-Praktiken vor allem als Exotisierungspraktiken auf einer postkolonialen Diskursfläche etabliert werden. Diesen Gegensätzen spürt die Autorin beispielsweise in der semiotischen Land-

schaft und in popkulturellen Texten des ›Ballermann‹-Universums nach, in denen mehrzeitige Chronotopoi dargeboten und Prekaritätskonstruktionen in Szene gesetzt werden. In diesen eigentümlichen Diskurserscheinungen findet Storch vielfach gespiegelte Selbst- und Fremdpositionierungen, in denen sich Konstruktionen der Prekarität und Haltlosigkeit mit Konstruktionen industriestaatlicher Potenz und Überlegenheit in kurioser Weise verschränken und in die multimodale Landschaft des ›Ballermanns‹ eintragen. Eine Prekarität, die man sich temporär ›leistet‹, dient dabei der vermeintlichen Absicherung gegenüber dem ›wirklich Prekären‹.

~

Prekarität wird also, wie die Beiträge zeigen, sehr unterschiedlich wahrgenommen und dargestellt. Sie ist eingebunden in diskursive Ordnungen, in gesellschaftliche und historische Prozesse sowie auch in kontextuelle und interaktionale Settings. Dies betrifft, um nochmals auf den Beginn dieser Einleitung zurückzukommen, auch die Wahrnehmung von Prekaritätswahrnehmungen. Wenn man heute – das heißt in der chronotopischen Origo, in der diese Einleitung geschrieben wurde – Storchs Analysen des ›Ballermanns‹ liest, kommt man kaum umhin, an ›Ischgl‹, den ›Ballermann der Alpen‹ und ›Corona-Hotspot‹ Österreichs zu denken, und sich zu fragen, wie solche Orte nach ›der Krise‹ wohl aussehen werden. Wenn man Hassemers und Flubachers Reflexionen liest, denkt man daran, dass eine wesentliche Prekarität von Forschenden zurzeit darin besteht, dass ihnen ›das Feld‹ mit all seinen prekären Relationen verschlossen ist. Wenn man Buschs und Lehnerts Beiträge im Spiegel aktueller – und potentiell auch künftiger – Entwicklungen betrachtet, kommt man kaum umhin daran zu denken, wie sehr andere wahrgenommene Prekaritäten die Prekarität bestimmter Personengruppen diskursiv verdrängen (und gerade damit noch dramatisch verstärken) kann. Und wenn man Picks und Steens Beiträge liest, denkt man vielleicht mehr als in anderen Zeiten (mit Weichselbraun 2020) darüber nach, wie ›rasant‹ Prekarität entstehen und sich vermehren kann.

Die Wahrnehmung und Kommunikation von Prekarität(swahrnehmungen) ist also hochgradiger Veränderung unterworfen. Was aber kon-

stant bleibt, ist die Tatsache, dass Prekarität darauf angewiesen ist, dass sie wahrgenommen und kommuniziert wird. Prekarität ist genuin interaktional – und sie ist, wie wir mit diesem Heft zu zeigen hoffen, interaktional relevant, ein wesentlicher Aspekt soziopragmatischer Verortung und Bestimmung, nicht zuletzt auch von Selbstverortung und bestimmung. Mithin lohnen sich, so hoffen wir mit diesem Themenheft plausibel zu machen, soziolinguistische Perspektiven auf Prekaritätserfahrungen in vielerlei Hinsicht.

Literatur

- Bachtin, Michail M. 2008 [1975]. *Chronotopos*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt. 1991. *Modernity and ambivalence*. Cambridge & Malden: Polity.
- Berndt, Frauke & Stephan Kammer. 2009a. Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz: Die Struktur antagonistischer-gleichzeitiger Zweiwertigkeit. In Frauke Berndt & Stephan Kammer (Hgg.), *Amphibolie, Ambiguität, Ambivalenz*, 7–30. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Berndt, Frauke & Stephan Kammer (Hgg.). 2009b. *Amphibolie, Ambiguität, Ambivalenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bourdieu, Pierre. 2004 [1997]. Prekarität ist überall. Aus dem Französischen übers. von Andreas Pfeuffer. In *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*, 107–113. Konstanz: UVK.
- Butler, Judith. 2009. *Frames of war: When is life grievable?* London: Verso.
- Carr, E. Summerson & Michael Lempert (Hgg.). 2016. *Scale: Discourse and dimensions of social life*. Oakland: University of California Press.
- Castel, Robert. 2000 [1995]. *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert & Klaus Dörre (Hgg.). 2009. *Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Duden Universalwörterbuch. 2015. *Duden – Deutsches Universalwörterbuch*. Werner Scholze-Stubenrecht (Hg.). 8. Aufl. Berlin: Bibliographisches Institut.
- Gennep, Arnold van. 1960 [1909]. *The rites of passage*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Goffman, Erving. 1983. The interaction order. *American Sociological Review* 48(1). 1–17.

- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm. 1873. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 5: K. Rudolf Hildebrand (Bearb.). 16 Bde. in 32 Teilbden Bde. Leipzig: Hirzel.
- Huff-Müller, Monika. 2019. Ambivalenzfähigkeit: Eine neue Herausforderung in Therapie und Gesellschaft? In Pit Wahl (Hg.), *Spaltung – Ambivalenz – Integration*, 90–111. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Januschek, Franz. 2013. Kritik der Krise, *Kritik und Krise*, Kritik von *Krise*. In Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hgg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12), 305–324. Bremen: Hempen-Verlag.
- Koselleck, Reinhart. 1982. Krise. In Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 3, 8 Bde., 617–650. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Koselleck, Reinhart. 2006. Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹. In *Begriffsgeschichten – Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zum Einleitungsfragment Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt, 203–217. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lüscher, Kurt. 2011. Ambivalenz weiterschreiben: Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. *Forum der Psychoanalyse* 27(4). 373–393.
- Merton, Robert K. 1976. *Sociological ambivalence and other essays*. New York: Free Press.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript.
- Parr, Rolf. 2013. Krise/Katastrophe: Normalismustheoretische Überlegungen zu einem semantischen Differenzial. In Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hgg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12), 289–303. Bremen: Hempen-Verlag.
- Rampton, Ben. 2014 [1995]. *Crossing: Language and ethnicity among adolescents*. 2. Aufl. Oxon & New York: Routledge.
- Russell, Bertrand. 1910–1911. Knowledge by acquaintance and knowledge by description. *Proceedings of the Aristotelian Society (New Series)* 11. 108–128.
- Silverstein, Michael. 2003. Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. *Language & Communication* (23). 193–229.
- Spitzmüller, Jürgen, Christian Bendl & Mi-Cha Flubacher. 2017. Soziale Positionierung: Praxis und Praktik. Einführung in das Themenheft. (81): *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik: Theoretische Konzepte und methodische*

- Zugänge. 1–18. http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/812017/spitzmueller-flubacher-bendl-einf.pdf (Abruf 17. Oktober 2017).
- Thomassen, Bjørn. 2015. Thinking with liminality: To the boundaries of an anthropological concept. In Agnes Horvath, Bjørn Thomassen & Harald Wydra (Hgg.), *Breaking boundaries. Varieties of liminality*, 39–58. New York & Oxford: Berghahn.
- Turner, Victor. 1977. Process, system, and symbol: A new anthropological synthesis. *Daedalus* 106(3). 61–80.
- Waldvogel, Bruno. 2014. Ambivalenz. In Wolfgang Mertens (Hg.), *Handbuch Psychoanalytischer Grundbegriffe*, 4. Aufl., 72–79. Stuttgart: Kohlhammer.
- Weichselbraun, Anna. 2020. Corona chronotopes. *Fieldsights* (27. April): Covid-19. <https://culanth.org/fieldsights/corona-chronotopes?token=zqrFZY66OGmYWAKcBrMma-VkVIJNoUF> (Abruf 2. Mai 2020).
- Wengeler, Martin & Alexander Ziem (Hgg.). 2013. *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12). Bremen: Hempen-Verlag.
- Wimbauer, Christine & Mona Motakef. 2020. *Prekäre Arbeit, prekäre Liebe: Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse*. Frankfurt a. M.: Campus.